

Luca Ventura
Bittersüße Zitronen

Der Capri-Krimi

ROMAN

Diogenes

Covermotiv: Foto von Vacclav
Copyright © Vacclav/Dreamstime.com
Die Karten der Insel Capri und des Golfs von Neapel
sind gezeichnet von Julian Meyer
Copyright © Julian Meyer

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2021
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
350/21/852/1
ISBN 978 3 257 30082 6

Normalerweise war um diese Zeit unten alles still, manchmal war noch Wasserrauschen zu hören, die Klospülung oder der Fernseher. Aber niemals so ein Hin-und-Her-Gerenne. Schranktüren wurden aufgerissen und wieder zugeknallt.

Enrico Rizzi knipste das Licht, das er gerade ausgeschaltet hatte, wieder an, schlug die Decke zurück, zog seine Jogginghose über und ging barfuß vor die Tür, über die Außentreppe einen Stock tiefer in die erste Etage. In der Küche brannte Licht.

»Mamma?«

Ein frischer Kürbis lag im Eingang. Es roch nach Knoblauch und gebratener Pancetta. Und nach Regen. Seit Tagen schon goss es in Strömen. Er stieg über die Schuhe seines Vaters. Auf dem Küchentisch standen schon die Butterbrotdose und die Thermoskanne für morgen bereit und auf dem Stuhl die Aktentasche, außerdem hatte Marta die große rote Mappe hervorgeholt – das sichere Zeichen, dass Monatsanfang war und sie die Strom- und Telefonrechnungen zusammensuchte. Hundertmal hatte er ihr gesagt, dass Daueraufträge und Einzugsermächtigungen das Leben leichter machten, aber da war nichts zu machen. Marta stand lieber auf der Post Schlange.

»Hallo?«, rief er.

Seine Mutter war im Bad, hatte die Medikamente aus dem Schränkchen geräumt und las, mit der Brille auf der Nase, was auf den Verpackungen stand.

»Weißt du eigentlich, wie spät es ist?«, fragte Rizzi. »Jemand krank?«

Sie hielt ihm eine Packung mit Schmerztabletten hin. »Sind die noch gut?«, fragte sie.

Rizzi prüfte das Datum auf der Schachtel. »Vorletztes Jahr abgelaufen«, sagte er und warf die Packung in den Müll. »Was ist passiert?«

Wie sich herausstellte, hatte Vito das Pflaumenbäumchen noch spätabends umsetzen wollen, das sie im Frühjahr neben dem Olivenbaum gepflanzt hatten. Sie hatten jedoch unterschätzt, wie stark die Olive, nachdem sie gestutzt worden war, ausschlagen würde. Der Baum war über den Sommer dermaßen in die Höhe geschossen und in die Breite gegangen, dass die Pflaume mittelfristig einfach nicht genügend Licht bekommen würde und in der Folge zu verkümmern drohte.

»Jedenfalls hat dein Vater, als der Regen vorbei war und die Erde schön locker, ein Loch gegraben«, berichtete Marta. »Ich stehe daneben, halte die Lampe und sage noch: Pass auf. Aber er macht einen falschen Schritt nach hinten, verliert das Gleichgewicht, ich versuche, ihn festzuhalten, und bumms, liegen wir auf dem Boden.«

»Kein Drama«, kam Vitos schwache Stimme aus dem Schlafzimmer. »Wahrscheinlich ist es bloß ein Hexenschuss.«

Marta bückte sich und holte die Tabletten wieder aus

dem Mülleimer. »Die helfen ihm über die Nacht«, meinte sie pragmatisch, »und dann sehen wir weiter.«

Rizzi nahm seiner Mutter die Packung aus der Hand und steckte sie ein. »Wir rufen jetzt den Arzt.«

»Red keinen Unsinn«, rief Vito. »Wegen einer solchen Lappalie klingeln wir Bruno ganz bestimmt nicht aus dem Bett.«

»Ob es eine Lappalie ist, wollen wir erst mal sehen«, antwortete Rizzi.

»Kein Wort mehr«, kam es aus dem Schlafzimmer.

Marta schaute ihren Sohn mit diesem Siehst-du?-Blick an und erklärte: »Dann werde ich jetzt mal eine Wärmflasche machen.«

»Wo hast du die Schmerzen?«, fragte Rizzi, als er zu Vito ins Schlafzimmer kam. »Ist es die Hüfte?«

»Mach mich nicht kränker, als ich bin«, knurrte Vito. »Mit meiner Hüfte ist alles in Ordnung.«

»Also das Becken?«

»Ich sag doch: Hexenschuss. Mit etwas Wärme kriegen wir das schon wieder hin.«

»Nicht, wenn was gebrochen ist.«

»Es ist aber nichts gebrochen.« Vito versuchte, sich aufzusetzen, und verzog vor Schmerzen das Gesicht. »Junge«, ächzte er, »wer konnte denn ahnen, dass das Biest über den Sommer solche Wurzeln schlägt?«

Rizzi trat näher. »Wir hatten ausgemacht, dass ich mich darum kümmere.«

»Und? Hast du?« Vito streckte seinen Arm zur Decke und ließ ihn kraftlos niederfallen. »Ich weiß, du hast viel um die Ohren«, sagte er, »aber ich kann nicht die ganze

Zeit warten und Däumchen drehen, bis du irgendwann mal ein Stündchen Zeit hast. So funktioniert es nicht.«

Rizzi schwieg. Das Problem war ja nicht neu. Er liebte die Gärten, aber er liebte auch seinen Beruf, und der ging im Zweifel vor. Vito wusste das und fand es auch völlig richtig – sagte er jedenfalls. Aber seit die Kräfte seines Vaters nachließen und Rizzi in den Gärten immer öfter für Arbeiten gebraucht wurde, die Vito früher allein und mit links erledigt hatte, wurde die Sache zu einem echten Problem. So ging es auf jeden Fall nicht weiter. Früher oder später mussten sie eine Lösung finden.

Marta schaltete das Deckenlicht an und schob Vito die Wärmflasche unter. »Besser?«, fragte sie – und an ihren Sohn gewandt: »Hast du etwas gegessen?«

»Ja.«

»Was?«

»Mamma, es ist spät.«

»Sind Gina und Francesca nicht bei dir?«

Er schüttelte den Kopf. »Heute ist Mutter-Tochter-Tag.«

»Die beiden fressen dir irgendwann noch die Haare vom Kopf.«

»Hör auf«, sagte Vito. »Und schau ihn dir an: Er hat genug Haare auf dem Kopf.«

Marta stopfte wortlos die Decke um Vitos Füße zurecht, nahm die Gartenhose vom Stuhl und die schmutzigen Socken, und Rizzi wurde klar, dass jetzt der Zeitpunkt gekommen war, um seinem Vater klarzumachen, dass sie im kommenden Frühjahr einen Hilfsarbeiter einstellen mussten, der die Arbeiten übernahm, die für Vito zu schwer waren.

»Wie läuft es mit dir und Gina?«, fragte Vito, nachdem Marta verschwunden war.

»Alles bestens.« Rizzi zog sich einen Stuhl heran.

»Das Jahr ist schon wieder fast rum, und ihr habt immer noch keinen Hochzeitstermin.«

»Nicht jetzt, Papà.«

»Wann heiratet ihr? Wann bekomme ich meinen Enkel?«

»Es ist alles nicht so einfach.« Er schenkte seinem Vater ein Glas Wasser ein. »Sie hat mit ihrem Ex einiges durchgemacht und braucht einfach noch ein bisschen Zeit. Ich kann da nicht ständig Druck machen.«

»Du bist jetzt zweiunddreißig. Vor elf Jahren ist dein Junge von uns gegangen. Ich weiß, du trauerst immer noch, das tun wir alle, und die Wunde wird nie verheilen. Damit musst du, damit müssen wir alle leben, solange wir atmen. Aber das Leben geht weiter. Schau dir Matilda an. Wie schnell war sie nach eurer Scheidung wieder verheiratet? Das ging ruckzuck. Ihr Kapitän hat nicht lange gefackelt. Und jetzt hat sie wie viele Kinder?«

»Zwei.«

»Was ich sagen will, Enrico: Du darfst keine Zeit mehr verlieren. Wenn du denkst, Gina ist die Richtige, geh, mach den Sack zu.«

»Das musst du mir nicht erzählen, Papà. Das weiß ich selbst.«

Sein Telefon klingelte. Auf seinem Display leuchtete die Nummer vom Polizeiposten. Es war die Nachtschicht, und Rizzi hatte Bereitschaft. Er nahm das Gespräch an. Ein Notruf, erklärte der Kollege, aus der Via Grotta Azzurra.

»Signora De Lulla?«, fragte Rizzi.

»Bingo. Sie behauptet, es sei jemand im Haus.«

»Einbrecher oder Geister?« Rizzi schaute auf die Uhr.

»Es ist okay, ich kümmer mich darum«, sagte er und legte auf.

»Was ist passiert?«, fragte Vito.

»Nichts von Bedeutung.« Rizzi erhob sich. »Das Übliche.«

*

Dreißig Minuten später hielt er vor dem großen Tor an der Via Grotta Azzurra, verstaute Helm und Regencapе unter dem Sattel und holte aus dem Handschuhfach seine Polizeimütze. Es war stockfinster. Die Gartenlampen funktionierten nicht, und das diffuse Licht von der Straßenlaterne drang kaum bis zur Pforte. Rizzi schaltete die Lampe an seinem Telefon ein und leuchtete nach dem Klingelknopf.

Während er wartete, tropfte es ringsum von den Büschen und Bäumen. Wasser gurgelte im Rinnstein, und in der Ferne rauschte das Meer. Der Himmel war schwarz, kein Stern zu sehen, und es roch nach nasser Erde. Rizzi fasste an das schmiedeeiserne Gitter und stellte zu seiner Verwunderung fest, dass die Pforte nur angelehnt war.

Der gepflasterte Weg zum Haus war mit Laub bedeckt, und nach jedem fünften Schritt kam eine kleine Stufe. Aber er hätte sich auch blind zurechtgefunden, so oft wie er hier schon entlanggegangen war.

In der Stille waren nur seine Schritte auf den nassen Blättern zu hören, das Knacken von Ästen und eine Katze, die greinend ihr Revier verteidigte. Warum Signora De Lulla

nach dem letzten Einbruch Alarmanlage und Infrarotkamera installieren ließ und jetzt nicht mal die Bewegungsmelder ansprangen, war ihm ein Rätsel. Und überhaupt: Was nützte das alles, wenn das Tor offen stand und man einfach so hereinspazieren konnte?

Das Haus in seiner ganzen Größe, mit dem Ost- und dem Westflügel, lag im Dunkeln. Vor dem Eingangportal standen ein Paar gelbe Gummistiefel, zwei Kästen Mineralwasser und eine Tüte mit Lebensmitteln, an der ein Zettel hing. Rizzi leuchtete mit seiner Taschenlampe. Die Lieferung war vom Supermarkt an der Via Pagliaro, und die Beträge auf der Einkaufsquittung waren heute Vormittag um 10.35 Uhr berechnet worden. Auch hier funktionierte die Klingel nicht. Rizzi war unschlüssig, ob er erst noch die Runde ums Haus herum machen sollte, entschied sich aber für die abgekürzte Variante, stieg auf das Mäuerchen, streckte den Arm und fasste in die Regenrinne.

Nachdem er aufgeschlossen und die Tür einen Spaltbreit geöffnet hatte, rief er: »Signora De Lulla?«

Er tastete nach dem Lichtschalter, drückte, aber nichts geschah. Kein Strom. Er leuchtete in der Eingangshalle über den Tisch, das künstliche Blumengebinde, die Seidentapete und das riesige Ölgemälde, Signora De Lulla im getupften Kleid, jung und bildschön, aus einer Zeit, als sie noch Ludovica Ferretti hieß und wahrscheinlich am Anfang einer großen Filmkarriere stand.

Rizzi zog die Haustür hinter sich zu und schob links den schweren Vorhang beiseite. Dahinter war die Garderobe, der Platz für den Rollator und, wo der braune Nerz hing, das mit Tapete verkleidete Türchen des Sicherungskastens.

Wie er es sich gedacht hatte: Die Hauptsicherung war herausgesprungen. Er drückte den Schalter nach oben, und augenblicklich flammte in der Halle der riesige Kronleuchter auf, und in der Stille erklang ein Orchester, Streicher, eine Verdi-Ouvertüre.

Rizzi stiefelte über den dicken Teppich ins hellerleuchtete Esszimmer, an dessen Stirnwand das Ölgemälde von Giorgio De Lulla hing, dem schon lange verblichenen Gemahl – mit einem Strohhut in der Hand und einem maliziösen Lächeln. Wenige Monate nach der Hochzeit war er an einem Herzinfarkt gestorben und hatte Signora De Lulla dieses Haus hinterlassen, die Wohnung in Rom und ein paar Wertpapiere. Signora De Lulla pflegte mit dem Sherryglas in der Hand die Legenden, und eine davon war, dass ihre Karriere – von der Tochter eines Fassbauers zum Filmstar – ganz anders verlaufen wäre, wenn ihr nicht dieses Weibsbild aus Pozzuoli in die Quere gekommen wäre, diese Sophia, deren Nachnamen sie sich weigerte auch nur in den Mund zu nehmen.

Er ging um den Esstisch herum, der mit Tellern, Besteck und Gläsern für zwölf Leute gedeckt war, die nie kommen würden, und schob die Flügeltüren zum Salon auseinander. Auch hier war alles wie immer. Auf dem Sekretär am Fenster lag eine nicht zu Ende gespielte Patience, und auf dem niedrigen Rauchglastisch standen Gläser und Karaffen mit Sherry, Whiskey und Ramazotti. Die Opernarie erfüllte den Raum, aber von Signora De Lulla war nichts zu sehen. Wahrscheinlich hatte sie schon längst vergessen, dass sie die Polizei gerufen hatte, hatte einen Whiskey gekippt, ein Valium genommen und war schlafen gegangen.

Nur ihr seidener Hausmantel mit den bunten Flamingos lag auf dem geblühten Teppich, und wie er dort lag, so dramatisch ausgebreitet, als hätte hier sonst was stattgefunden, war wieder einmal typisch für Signora De Lulla. Die Musik verstärkte die Dramatik, und Rizzi empfand plötzlich einen großen Widerwillen. Die Vorstellung, dass das alles hier nur für ihn aufgeführt wurde, war nicht witzig und machte ihn wütend. Er ging quer durch den Raum zum Regal und stellte den CD-Spieler aus.

In der plötzlich eingetretenen Stille war zu hören, wie draußen der Wind heulte und der Regen wieder niederprasselte. Die Fensterläden klapperten, Äste kratzten an der Scheibe. Irgendetwas war seltsam. Rizzi stand regungslos vor dem Regal und lauschte.

Dass die Vorhänge sich kaum merklich bewegten, lag am Durchzug und an den alten Fenstern, und die beiden benutzten Rotweingläser auf dem Tischchen vor dem Kamin bedeuteten wahrscheinlich nichts anderes, als dass Roberto Esposito hier gewesen war, der Hausmeister, der täglich ein paar Piniennadeln aus dem Pool fischte, den Gärtner und die Putzfrau trietzte, sich hier durchfraß und immer so lange um Signora De Lulla herumscharwenzelte, bis sie ihm ein Extratrinkgeld zusteckte. Dann sah Rizzi, was hier nicht stimmte.

Einen Meter von ihm entfernt lag ein spitzenbesetztes Taschentuch. Rizzi bückte sich und sah im selben Moment die Hand, die über die Armlehne des Fauteuils ragte und leblos nach unten abknickte. An jedem Finger steckte ein Ring, und jeder Nagel war sorgfältig perlmuttfarben lackiert.

Rizzi trat näher und beugte sich über Signora De Lulla, die in ihrem Ohrensessel aussah wie eine große alte Puppe,

die man dorthin gesetzt hatte, weil niemand mehr mit ihr spielen wollte, aber die zum Wegwerfen zu schade war. Ihr Nachthemd mit der venezianischen Stickerei lag in hübschen Falten um ihren voluminösen Körper herum und war unter dem Hals mit einer bunten Kordel züchtig zusammengebunden. Ihr schulterlanges, auf wundersame Weise immer noch kastanienbraunes Haar war genauso tadellos frisiert wie auf dem Gemälde in der Eingangshalle. Nur ihr Kopf war hässlich zur Seite gefallen und ihre große Brille mit den bläulich getönten Gläsern verrutscht.

»Signora De Lulla?« Rizzi fasste an ihr Handgelenk. »Hören Sie mich?« Ihre Augen mit den schwarz getuschten Wimpern waren geschlossen, die blassrosa angemalten Lippen zusammengepresst. Der Puls war schwach, aber vorhanden.

Er roch an ihrem Whiskeyglas, das in Reichweite auf dem Glastisch stand, und zückte sein Telefon, um den Notarzt zu rufen.

»Nur zu«, ließ sich ihre Stimme vernehmen. »Genehmigen Sie sich ruhig einen.«

Signora De Lulla rührte sich nicht, ihr Kopf hing immer noch schief zur Seite, nur ihr Mund stand ein wenig offen.

»Was soll das Theater?« Rizzi stellte ihr Glas zurück auf die Tischplatte.

»Ich dachte schon, es kommt niemand mehr«, sagte sie mit schwerer Zunge, schlug die Augen auf und rückte vorwurfsvoll ihre Brille zurecht.

»Und ich dachte schon, Ihnen sei etwas zugestoßen.« Rizzi steckte sein Telefon wieder ein. »Sie können einem vielleicht einen Schrecken einjagen.«

»Es hat schon seinen Grund, warum ich Sie gerufen habe.« Sie machte eine Handbewegung, als wollte sie eine ganze Dienerschar auf Trab bringen. »Bitte schauen Sie nach, Agente. Ich glaube, es ist jemand im Haus.«

»Die Sicherung ist rausgeflogen«, widersprach Rizzi. »So etwas passiert bei Unwetter. Und wo der Sicherungskasten ist, habe ich Ihnen gezeigt. Sie erinnern sich?«

Sie schaute mit glasigem Blick durch ihn hindurch, beschrieb mit der Hand einen Halbkreis und flüsterte: »Vor den Fenstern waren Schatten. Viele Schatten, große Schatten, und ich dachte, sie sind wieder zurück, die Männer.«

»Was haben Sie genommen?«, fragte Rizzi. »Valium?«

»Nur ein halbes«, antwortete sie gekränkt.

»Sonst noch etwas?«

»Brom«, erklärte sie widerwillig.

»Wie viel?«

»Ein paar Tropfen.« Sie seufzte. »Glauben Sie mir doch einfach. Ich bin nicht verrückt. Die Kerle sind da draußen vorbeigeturnt. Ich hatte Angst.«

»In einer mondlosen Nacht gibt es keine Schatten, und was sie gehört haben, war der Wind.« Rizzi betrachtete die alte Dame forschend. »Oder haben Sie den Schalter für die Hauptsicherung am Ende selbst umgelegt?«

»Wie kommen Sie darauf?«, rief sie empört.

»Sie wissen, dass Sie Roberto kontaktieren sollen, Ihren Hausmeister, Signor Esposito, wenn es um technische Dinge geht, nicht uns. Das habe ich Ihnen schon hundertmal gesagt.«

»Ich weiß sehr gut, wen ich wann kontaktieren muss, und Sie hören jetzt auf der Stelle auf, mich wie ein klei-

nes Kind zu behandeln.« Beleidigt pflückte sie einen Fussel von ihrem Nachthemd. »Setzen Sie sich endlich, nehmen Sie sich einen Drink, und erzählen Sie mir, wo Agente Savio abgeblieben ist. Wie geht es ihm? Ich habe ihn schon seit Ewigkeiten nicht mehr zu Gesicht bekommen.«

Draußen rüttelte der Sturm an den klapprigen Fenstern, und auch der Regen hatte wieder eingesetzt. Rizzi schaute auf die Uhr. »Ich bin im Dienst«, sagte er, »und es ist nach Mitternacht. Nehmen Sie es mir bitte nicht übel, Signora De Lulla, aber ich muss morgen früh raus.«

»Agente Savio nimmt sich immer Zeit zum Plaudern«, erklärte Signora De Lulla vorwurfsvoll und versuchte tapfer, das Zittern in ihrer Stimme zu unterdrücken. »Er ist überhaupt ganz anders als Sie. Charmant und witzig und nicht so kalt und streng wie Sie.«

»Ich mache Ihnen jetzt einen Vorschlag.« Rizzi ließ sich auf der Sofakante nieder. »Und bitte hören Sie mir genau zu. Statt jedes Mal die Polizei verrückt zu machen und mich bei diesem Wetter quer über die Insel zu scheuchen, kontaktieren Sie das nächste Mal einfach Agente Savio direkt und persönlich. Haben Sie mich verstanden? Dann können Sie sich hier mit ihm einen wunderschönen Abend mit Drinks und alten Geschichten machen, und alle sind zufrieden.«

Signora De Lulla nickte, aber vielleicht war es auch nur eine Bewegung mit dem Kopf, während sie ihre Brille abnahm, und die Art und Weise, wie sie das tat, war nicht nur zutiefst gekränkt und beleidigt, sondern so, als hätte er ihr gerade eine Ohrfeige verpasst.

Der Regen prasselte gegen die Scheibe, und Signora De Lulla schneuzte sich leise und vorwurfsvoll in ihr Taschen-

tuch. Rizzi blieb in der Tür stehen und drehte sich noch einmal zu der alten Dame um.

»Also gut«, sagte er und nahm seine Mütze ab. »Ein Gläschen und eine Geschichte, aber nur eine einzige, und dann ist Schluss.«

»Zu Befehl.« Signora De Lulla machte mit dem Glas in der Hand eine Bewegung und verschüttete dabei etwas von der Flüssigkeit.

Rizzi setzte sich, schenkte sich vom alten irischen Whiskey ein und lehnte sich zurück.

*

Als er gegen 5.30 Uhr über die Via Grotta Azzurra zurück nach Hause fuhr, hatte der Regen aufgehört, nur der Wind kam noch in Böen vom Meer und drückte ihn in den Linkskurven auf die Gegenfahrbahn. Er hatte die Straße für sich alleine, spürte die Müdigkeit in seinen Gliedern, dachte an Gina und daran, dass er jetzt gerne noch einen Abstecher machen und zu ihr unter die Bettdecke kriechen würde, um dieser sinnlosen Nacht wenigstens in den frühen Morgenstunden noch einen Sinn und etwas Schönes zu verleihen, als in der Dunkelheit, wie aus dem Nichts, zwei grelle Lichter auftauchten.

Statt zu reagieren, umklammerte er mit den Händen den Lenker und hielt die Spur, als könne er nicht glauben, was er sah. Erst als die gellende Hupe ertönte und die Scheinwerfer vor ihm ab- und wieder aufblendeten, riss er den Lenker herum und spürte im selben Moment, wie die kleinen Reifen seiner Vespa die Haftung verloren. Der nasse

Asphalt verwandelte sich in Seife, der Roller kam ins Rutschen, und Rizzi sah sekundenlang nur gleißendes Licht.

Er spürte den Windstoß wie eine Bugwelle, die ihn auf die Seite drückte, sein Roller hob vom Boden ab, und er versuchte irgendwie, die Balance zu halten. Er klammerte sich an den Lenker und sah in der Dunkelheit ein Gesicht. Ganz verschwommen tauchte es vor ihm auf, wie eine Gestalt aus dem Jenseits, und er dachte: Wer bist du? Oder ob es ein Traum war oder am Alkohol lag.

Im nächsten Moment bekamen die Reifen wieder Haftung, und die Bremsen griffen so hart, dass er beinahe kopfüber über den Lenker geflogen wäre.

Dann stand er, die Füße auf dem Boden, während der Motor tuckerte und vibrierte, und schaute keuchend über seine Schulter zurück. Welcher Verrückte raste hier mitten in der Nacht so halsbrecherisch über die Insel – und mit welchem Ziel?

Die Rücklichter waren in der Dunkelheit verschwunden, hatten sich im Nichts aufgelöst, waren einfach weg, als handele es sich um eine Einbildung oder ein Traumbild.

Ohne weiter zu überlegen, kuppelte er, wendete und fuhr zurück. Sein Scheinwerfer streifte in der Kurve die Böschung, aber etwas war merkwürdig. Wo die Leitplanke endete, fehlte ein Begrenzungspfosten. Nur der Stumpf stand noch da. Er fuhr auf die Seite, stellte die Vespa am Straßenrand ab, ließ den Scheinwerfer angeschaltet, holte aus dem Handschuhfach seine Taschenlampe und leuchtete die Böschung hinunter.

Das felsige Gelände mit den halbhohen Bäumen, niedrigen Palmen und Ginsterbüschen war unübersichtlich,

und das Licht seiner Taschenlampe reichte nicht aus, um die Fläche als Ganzes zu erfassen und auszuleuchten. Was da unten in der Dunkelheit lag, konnte alles Mögliche sein, ein Kühlschrank, eine Waschmaschine oder was die Leute hier sonst noch alles in der freien Natur an Sperrmüll entsorgten.

Mit der Taschenlampe in der Hand machte er sich Schritt für Schritt an den Abstieg, rutschte auf dem unbefestigten Untergrund und versuchte, sich irgendwo festzuhalten und nicht die Balance zu verlieren, bis er auf einem Felsvorsprung anlangte und stehen blieb.

Unter ihm, verkeilt zwischen zwei Steinbrocken, lag ein Fahrzeug, eine dreirädrige Ape. Die Ladefläche mit den beiden Hinterrädern stand fast senkrecht in der Luft, während vom Vorderrad und der Fahrerkabine nicht viel zu erkennen war. Nur eine Rauchsäule stieg dort auf. Er ahnte, dass es sich um das Fahrzeug handelte, das ihm vorhin entgegengekommen war und ihn von der Straße gedrängt hatte. Er zückte sein Telefon.

Es dauerte eine Ewigkeit, bis der Kollege von der Wache sich meldete.

»Wir brauchen einen Rettungswagen«, sagte Rizzi und beschrieb mit knappen Worten die Situation.

»Verletzte?«, fragte der Mann am anderen Ende.

»Mit Sicherheit!« Rizzi schrie fast. »Beeil dich. Und sag denen, wir brauchen eine Blechschere, Bolzenschneider – das ganze Gerät.« Bevor er auflegte, erklärte er noch, dass oben an der Straße sein Roller parkte, dort, unterhalb davon, sei die Unfallstelle. Dann steckte er sein Telefon ein und suchte nach einem Weg, wie er näher an die Ape

herankommen könnte. Die dornigen Zweige machten ein Durchkommen unmöglich. Er hätte eine Gartenschere oder wenigstens Handschuhe gebraucht.

Schemenhaft sah er eine Gestalt in der Fahrerkabine, vornübergebeugt, über dem Lenkrad.

»Hallo«, rief er. »Hören Sie mich?«

Er musste einen größeren Bogen machen und versuchen, von der anderen Seite einen Zugang zu finden.

Er rutschte mehr, als dass er kletterte, riss sich an den rauhen Oberflächen der Steine die Handflächen auf und sah erst jetzt, wie tief sich die Ape zwischen die Felsen gebohrt hatte. Endlich befand er sich in der Senke, auf einer Höhe mit dem Unfallwagen, sah aber von der Fahrerkabine nicht viel mehr als das Dach und eine Delle mit einem scharfen Knick darin. Sich zwischen Felsen und Fahrerkabine zu zwängen, um dann irgendwie die Tür zu öffnen, würde nicht funktionieren. Dafür war der Zwischenraum zu klein.

Er legte sich auf den Bauch und robbte langsam nach vorne. »Hören Sie mich?«, rief er noch einmal. Er war ganz nah an der Windschutzscheibe, sah aber nichts als zerbrochenes Glas. »Können Sie mich verstehen?«

Er zerrte an seiner Uniformjacke, zog den Ärmel über die Hand, machte die Hand zur Faust und schlug auf die Windschutzscheibe ein, aber die kaputte Scheibe zu durchbrechen war in der liegenden Position ein Ding der Unmöglichkeit. Er strampelte mit den Beinen, robbte sich zentimeterweise nach vorne und schränkte dadurch nur seine Bewegungsfreiheit noch mehr ein. Endlich bekam er im Geröll einen spitzen Stein zu fassen und schlug mit aller

Kraft genau dort auf die Scheibe ein, wo sie einen Sprung hatte, keuchte vor Anstrengung und sah im Loch einen dunklen Haarschopf, der wie eine verwuschelte Perücke über dem Steuer lag.

»Sind Sie verletzt?«, rief er.

Er beseitigte mit dem Ärmel die Splitter, streckte die Hand aus, bis er das Gesicht der jungen Frau berühren und einen Finger an ihre Halsschlagader legen konnte.

Vielleicht war es Einbildung, aber er glaubte ein leises Atmen zu hören.

»Ganz ruhig«, sagte Rizzi. »Der Rettungswagen ist unterwegs. Er wird jeden Moment hier sein.«

Er strich mit zwei Fingern vorsichtig die Haare beiseite, und mit der Morgendämmerung legte sich ein Schimmer über Gesicht, Lippen, Wangen und zwei zusammengewachsene Augenbrauen.

»Elisa«, flüsterte Rizzi.

Aus ihrem Mundwinkel sickerte Blut. »Kein Unfall«, wisperte sie. »Es war ...« Ihre Augenlider flatterten.

»Schau mich an!«, bat Rizzi. »Elisa, hörst du mich?«

Vögel zwitscherten, der Morgen graute, aber der Blick aus den grünen Augen war leer, die Frau tot.